

Rezension zu: Helga Kotthoff, Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998.

Alexander Brock

Das Komische¹ stellt einen beliebten Forschungsgegenstand für Philosophen, Soziologen, Literaturwissenschaftler, Linguisten und Psychologen dar. Immer wieder reizt seine komplexe Natur dazu, Komiktheorien zu entwickeln oder bereits bestehende Theorien an ihm zu überprüfen. In der breitgefächerten neueren Forschung zum Komischen sind zum Teil gegenläufige Tendenzen erkennbar: So bringt etwa die Literaturwissenschaft oft hochgradig komplexe, prinzipiell offene Modellierungen hervor, während die experimentelle Psychologie von einer überschaubaren Anzahl von Einflußgrößen ausgeht, die sich nach Belieben verändern bzw. konstant halten lassen. Gegenstand komiktheoretischer Untersuchungen sind auch heute noch vorwiegend schriftliche Texte, nicht selten Witze.

Mit "Spaß Verstehen" schließt Helga Kotthoff in mehrfacher Hinsicht eine Lücke in der Forschungslandschaft: Das Buch ist eine der ersten umfassenden Untersuchungen *konversationeller* Komik im deutschsprachigen Raum.² Ausgehend von einem soziologischen Grundinteresse bezieht es eine Vielzahl wissenschaftlicher Perspektiven vor allem aus Semiotik, Linguistik und Literaturwissenschaft ein. Vor allem aber weist Kotthoff die Komplexität komischer Kommunikationsprozesse so zwingend nach, daß im Gegensatz dazu die Unzulänglichkeit reduktionistischer Formalisierungsversuche außer Frage steht.

Das Buch ist in zehn Kapitel unterteilt. Das erste, die Einleitung, beinhaltet einen Ausblick auf die weiteren Kapitel, die Festlegung der methodischen Orientierung als "abduktiv und datenzentriert" (S.2) sowie zentrale Fragestellungen, denen sich die Arbeit widmet: "Wie werden Komik und Scherzhaftigkeit in der Konversation hergestellt? Was tun Menschen, wenn sie scherzen, witzeln und miteinander lachen?" (S.1). Nicht zuletzt durch das Bekenntnis, auf den Spuren Erving Goffmans zu wandeln (S.10), wird die Arbeit in der qualitativen Sozialforschung verortet.

Im zweiten Kapitel führt Kotthoff durch die Besprechung von fünf Scherzepisoden in ihre wissenschaftliche Vorgehensweise ein: Hier wird die Verbindung zu ethnomethodologischen Untersuchungen komischer Kommunikation³ hergestellt und plausibel gemacht, daß das Gelingen konversationeller Komik hochgradig von geteilten Wissensbeständen und Intimität abhängig ist und daß unter anderem soziale Typisierungen und die Kommunikation von Wertungen eine große Rolle in der Scherzkommunikation spielen. Es finden sich hier, wie auch im gesamten Buch, Interpretationen, mit denen nicht jeder Leser übereinstimmen wird. Dies ist nicht tragisch, da es nur ein weiteres Mal zeigt, daß Komik sehr von individuellen Wissensbeständen, Interessen usw. abhängt. Problematisch ist allerdings die systematische Unterstellung von Humor, Komik und Amüsement anhand von Lachreaktionen der Gesprächsteilnehmer. So schreibt Kotthoff (S.40): "Das lange Ge-

¹ Kotthoff verwendet den Terminus 'Humor' als Hyperonym für alles Unernstere, Heitere. Wegen der speziellen Belegung des Wortes in der Literaturwissenschaft bevorzuge ich die Termini "Komik" und "das Komische".

² Vergleiche aber auch Schütte (1991).

³ Vergleiche etwa Sacks (1974).

lächter in Zeile 11 zeigt, daß die Gruppe diese kohärente Fortführung der Frotzelei sehr lustig findet." Kurz vorher (S.27) referiert sie jedoch Jeffersons Ansicht, daß Lachen kein verlässlicher Indikator des Komischen sei.⁴ Dieser Aspekt wird später erneut betont (S.105). Hiermit ist ein entscheidender Punkt der Arbeit berührt, auf den zurückzukommen sein wird.

Das dritte Kapitel ist ein wertvoller Beitrag zur Theoriediskussion in der Komikforschung. Hier bespricht die Autorin kritisch strukturelle Komiktheorien, die anhand schriftlicher Texte entwickelt wurden. In dieser Argumentation wird zum einen die Gültigkeit der *Inkongruenztheorie* vorausgesetzt, nach der das Komische aus dem Eindringen eines unerwarteten, inkongruenten Elements in einen Erwartungshorizont erwächst. Zum anderen geht Kotthoff mit anderen Forscher(inne)n davon aus, daß diese Inkongruenz *überraschend* sein muß. Sehr zu unterstützen ist ihre Ablehnung der normativen, deduktiv gewonnenen *Semantic Script Theory of Humor* von Raskin (1985), nach der Komik immer aus zwei einander überlappenden semantischen *scripts* erwächst, die zueinander in einer grundlegenden Opposition stehen. Nicht jede komische Inkongruenz ist ja semantisch. Allerdings vertritt Kotthoff im weiteren die Auffassung, daß eine witzige Pointe doch auf einer Opposition von Sinnbereichen beruht, die nun aber nicht grundlegend, sondern eher nebensächlich und daher überraschend sei (S.51; 217; 245). Diese Ansicht wird ohne überzeugenden Beleg über die gesamte Arbeit hinweg mitgeführt und häufig wiederholt. Sie wird dadurch zu einem Element in Kotthoffs Modell, das ebenso deduktiv-normativ ist wie die von ihr zu Recht kritisierte Theorie Raskins. Ähnliches gilt für ihre von Dolitsky (u.a. 1983) übernommene Meinung, daß der zweite, inkongruente Bezugsrahmen einer komischen Pointe implizit bleiben müsse (vgl. u.a. S.84; 103; 167; 358): Dies ist sicher eine gängige Konstellation; es dürfte jedoch keine *notwendige Bedingung* des Komischen sein. Gelegentlich entsteht Komik gerade durch die *derbe, explizite* Einführung neuer Sinnbereiche. Ebenso unbewiesen ist der auch von Kotthoff implizit übernommene Umstand, eine witzige Pointe müsse immer genau zwei Bezugsrahmen übereinander bringen (sie übernimmt den Terminus *Bisoziation* von Koestler 1964). Warum nicht drei oder sieben? Oder warum kann eine Inkongruenz nicht durch die Manipulation eines einzigen Wissensrahmens hergestellt werden, das rein quantitative Aufblähen einzelner Elemente etwa? Letzteres würde viele der von Kotthoff beschriebenen Fälle konversationeller Übertreibung, Stilisierung usw. erhellen. Eine extreme Einengung erfährt Kotthoffs Konzept des Komischen, wenn sie (S.167; 358) ausführt, hier prallten zwei Perspektiven aufeinander, wobei die neue Sichtweise den Sieg davon trage. Eine Stärke neuerer Arbeiten zum vorliegenden Thema⁵ ist es ja gerade, die Sinnoffenheit des Komischen zu bejahen. Hinter solchen Ansätzen bleibt die Vorstellung einer "siegreichen" Sichtweise zurück. Unklar ist auch, wie das Konzept von der siegreichen Perspektive mit der Aussage vereinbar ist (S.242) die "inkongruenten Elemente müssen [...] zusammengenommen wieder einen neuen Sinn ergeben."

Ungenau ist auch Kotthoffs Auseinandersetzung mit Raskins (1985) und Attardos (1994) Überlegungen zum unernten Kommunikationsmodus (S.53ff.): Raskin behauptete, daß der Rezipient aus dem ernsten Kommunikationsmodus her-

⁴ Bereits Plessner (1993[1941]) diskutiert nicht-komische Anlässe des Lachens. Vergleiche auch Monro (1951).

⁵ Vergleiche etwa Mulkay (1988), der von Kotthoff verschiedentlich positiv bewertet wird.

aus per Implikatur zum unernsten gelange. Dies trifft nicht zu. Tatsächlich erläutert Raskin (1985:104):

It is [...] interesting to note that if the hearer establishes beyond reasonable doubt that the speaker violates the cooperative principle for bona-fide communication, the hearer's next immediate hypothesis, in our culture, is that the speaker is engaged in humor. [...] Humor seems to be the next most socially acceptable form of communication in our society after bona-fide communication.

Raskin schlägt also den Übergang zur komischen Kommunikation in Form einer *default*-Operation vor, nicht aber als (konversationelle) Implikatur.⁶

Kotthoff lehnt in Auseinandersetzung mit Raskin und Attardo eine Komikmaxime unter anderem deswegen ab, weil sie nicht implikaturauslösend sei: "Die Abwesenheit von Humor deutet auf nichts weiteres hin" (S.63). Dagegen setzt sie die rezeptionssteuernde Kraft komischer Gattungsmuster (S.65ff.) und übersieht dabei, daß etwa im Falle der Parodie einer komischen Gattung nur die abstrakte (maximenartige) Anweisung "Interpretiere die ablaufende Kommunikation als komisch" die Brücke zur parodistischen Interpretation schlagen kann. Das Auffinden der parodistischen Lesart auf diesem Wege entspricht aber genau einer konversationellen Implikatur.

Die Aussage "Inferenzen in Richtung Humor finden dann statt, wenn die Basisoziation zwischen Gesagtem und Gemeintem einen überraschenden Sinn ergeben könnte" (S.63) bleibt hinter dem aktuellen Stand der Forschung zurück. Anhand von Rätseln und Kriminalgeschichten ist längst plausibel gemacht, daß ein überraschender Sinn auch mit anderen Gattungsmustern in Verbindung zu bringen ist.

Wertvoll dagegen ist Kotthoffs Betonung fließender Übergänge zwischen Ernst und Komik (S.75f., später auch S.167; ähnlich schon Attardo 1994:318), wodurch eine differenzierte, flexible Modellierung der Kommunikation ermöglicht wird. Wertvoll ist in diesem Kapitel auch Kotthoffs Ablehnung normativer systemlinguistischer Ansätze und die Betonung poetischer Verfahren in der komischen Kommunikation.

Das vierte Kapitel setzt sich mit der Konversationsanalyse und der interaktiven Soziolinguistik auseinander. Es enthält eine überzeugende Kritik des zu engen Kontextverständnisses in der Konversationsanalyse und betont den interaktiven Charakter der Scherzkommunikation.

Im fünften Kapitel wird das Korpus detailliert vorgestellt. Diese Platzierung ist nicht recht nachzuvollziehen, da schon in den vorherigen Kapiteln zahlreiche Korpusbeispiele diskutiert werden.

Das sechste Kapitel beinhaltet eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Konzeptualisierungen von Rahmen, *frames*, *scripts*, etc. in deren Ergebnis die Autorin auf überzeugende Weise einerseits kognitive Muster und ihre Basisoziation als auch eine interaktive Rahmung des Komischen im Anschluß an Goffman postuliert. Anregend ist auch die Diskussion von Ironietheorien (S.168ff.), in der die *echoic-mention*-Theorie von Sperber/Wilson (1981) kritisiert wird. Eine Besprechung des Begriffs der Intertextualität mündet in der Unterstützung eines engen Intertextualitätsbegriffs, der vom Aufeinanderbezug manifester Diskurselemente ausgeht und im Rahmen der vorliegenden Untersuchung zweckmäßig ist.

⁶ Das Aufrufen einer Komikmaxime per Implikatur wird in Brock (demnächst) beschrieben.

Im siebten Kapitel wird die mündliche Performanz von Witzen untersucht. Ein zweifelloser Gewinn liegt hierbei in der Betonung gestalterischer Elemente der Witzerzählung. Die kunstvolle Gestaltung der Exposition wirkt allein schon unterhaltend (S.202).⁷ Zudem schafft sie günstige Bedingungen für das Gelingen der Pointe. Überzeugend ist auch die Analyse von Gliederungssignalen, die nicht exakt der realen oder der fiktionalen Erzählebene zuzuordnen sind (S.222ff.).

Das achte Kapitel schließt an das vorhergehende mit einer Besprechung nicht-standardisierter spaßiger Geschichten an. Die hervorgehobene Erkenntnis (S.254), spaßige Geschichten böten einen Rahmen, "in dem man sich spielerisch über etwas verständigen kann, was man als jenseits des Normalen liegend betrachtet" ist wichtig und deckt sich weitgehend mit der Funktion der "self-disclosure and social probing" in Long/Graesser (1988:52). Interessant ist die Herausstellung ganz unterschiedlicher Typen spaßiger Erzählungen, von Anekdoten über Klatschgeschichten bis hin zu Phantasiegeschichten. Hier werden zum einen die Stärken des Korpus und zum anderen die analytischen Fähigkeiten der Autorin deutlich.

Im neunten Kapitel arbeitet Kotthoff den Unterschied zwischen dem Höflichkeitskonzept von Brown/Levinson (1987) und Goffmans Konzept der *face work* heraus. Letzteres wird als das umfassendere identifiziert. Aus dieser Diskussion wird ein mehrstufiges Modell der Beziehungsgestaltung entwickelt. Kotthoff schreibt (S.299):

Negative Höflichkeit ist sicher in vielen Kulturen ein Index für Distanz und positive Höflichkeit für weniger Distanz. Scherzhafte Verletzungen von Höflichkeitsregeln sind ein Index für eine noch vertrautere Stufe im Umgang miteinander, die man Familiarität nennen kann.

Diese Ausweitung der Diskussion beziehungsgestaltender Verfahren ist zu begrüßen und sollte als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen dieser Art dienen. Die Analysen in diesem Kapitel, etwa zum Humor als Spiel mit positiver Höflichkeit (S.303ff.), sind interessant und vielschichtig.

Im zehnten Kapitel gibt die Autorin zunächst einen Überblick über die analysierten Scherzaktivitäten, um dann abschließend auf die sechs Sprachfunktionen nach Jakobson einzugehen. Mit dieser Besprechung wird geschickt eine Zusammenfassung wesentlicher Aspekte der Arbeit verbunden.

Allgemein beeindruckt die Arbeit durch die Breite der theoretischen Diskussion und der herangezogenen Quellen, durch das aussagekräftige Korpus und umfangreiche Analysen. Geschmälert wird dieser Eindruck durch kleine Ungenauigkeiten:

- die falsche Schreibung von Forschernamen (Labov 240; Veatch S.282; Zijederveld S.345; Liedtke 385)
- orthographische und stilistische Aspekte, etwa S.315: "[...] und das wird ihr jetzt pflaumend unter die Nase gerieben".
- die teils unglückliche Gliederung der Arbeit. So wird die Diskussion zur Ironie im Kapitel 6.1.3 eingeführt und erst unter 9.3.8 fortgesetzt. Im Kapitel 3

⁷ Allerdings ist zu betonen, daß das Unterhaltsame der Exposition auch schon komisch sein kann, aber nicht muß.

zum schriftlichen Humor erscheint das Unterkapitel 3.3.3 - "Eine Veräppelung". Es besteht ausschließlich aus einer Beispiel-Paraphrase. Eine Verbindung zu schriftlichem Humor ist nicht erkennbar.

- die wörtliche Wiederholung einer ganzen Textpassage von S.282-283 auf S.360.
- zum Teil sehr umfangreiches Referieren anderer Ansätze und lange Paraphrasen von Transkripten.

Zu fragen ist schließlich auch, was genau in dieser Arbeit untersucht wird: Wie verhalten sich die Kategorien Humor, Komik und Witzigkeit zueinander? Kann eine datenzentrierte Arbeit das Komische im Sinne individuellen Amusements des Rezipienten tatsächlich erfassen?

Humor wird als Obergriff für Nicht-Ernstes und als intentional definiert (S.46). Das Komische erscheint einerseits als Hyponym zu 'Humor'; andererseits wird aber ausgeführt, daß man auch unintentional komisch sein kann. Bedeutet dies, daß das komische Objekt unintentional komisch ist, der Rezipient die Komik aber intentional herstellt? Oder fällt nur die intentionale Komik unter die Extension des Konzepts 'Humor'? Witzigkeit wird unter Berufung auf gängige Theorien als Opposition von Sinnbereichen definiert, von denen einer implizit bleibt. Wie aber ist die Abgrenzung zwischen Witzigkeit und Komik zu denken, wenn auf Seite 167 auch über die Komik ausgeführt wird, sie erzeuge eine Rezeptionsweise, "bei welcher der Rezipient selbst zusätzliche Bedeutungsdimensionen eröffnet, die nur indiziert wurden"? Wird echte Komik tatsächlich schon erzeugt, wenn man eine eigentlich ernste Geschichte mit initialen Lachpartikeln (S.192) versieht, so wie einige Analysen in Kotthoffs Arbeit dies zu suggerieren scheinen? Dies ist zu bezweifeln.

Während die Abgrenzung komischer Genres und Techniken ein allgemein ungelöstes Problem der Komikforschung darstellt, ist die Frage, ob in der Arbeit überhaupt das Komische untersucht wird, wichtiger. Lachen, so argumentiert Kotthoff an verschiedenen Stellen (etwa S.105ff.) überzeugend, ist multifunktional und daher kein verlässlicher Gradmesser für Komik. Trotzdem bringt die Autorin das Lachen in den aufgezeichneten Gesprächspassagen systematisch mit Komik in Verbindung. Vielleicht wäre es zweckmäßig zu formulieren, daß in der gesamten Arbeit eher der komische Kommunikationsmodus als *soziales Konstrukt* untersucht wird, als präferierter Interaktionsmodus von Gruppen, denen die Demonstration spielerischer, überlegener⁸ Bewältigung vitaler Probleme wichtig ist. Ob hinter den aufgezeichneten Scherzgesprächen jemals *echtes* individuelles Amusement steht, ist im Rahmen der vorgelegten Untersuchung kaum erfaßbar.⁹ Insofern handelt diese Arbeit nicht vom Komischen an sich, sondern vom sozial hergestellten komischen Kommunikationsmodus. Dies tut jedoch dem Wert der Untersuchung keinen Abbruch.

⁸ Angesichts des vorliegenden Datenmaterials ist es erstaunlich, daß sich die Autorin der Überlegenheits- und Aggressionstheorie nur am Rande widmet und solche Ansätze mit der unbelegten Bemerkung abtut, Humor habe "viel mehr mit Spielerischem und mit Kreativität zu tun" (S.319). Spielerisches und Aggression schließen einander nicht aus.

⁹ Auch Introspektion und Teilnehmerbefragungen dürfen hier nicht als völlig zuverlässig gelten.

Die geäußerten Kritikpunkte sollten daher auch die Tatsache nicht überschatten, daß es sich hier um einen außerordentlich wertvollen Beitrag zu einem noch ungenügend untersuchten Kommunikationsphänomen handelt.

Literatur

- Attardo, Salvatore (1994): *Linguistic Theories of Humor*. Berlin / New York : Mouton de Gruyter.
- Brock, Alexander (demnächst): *Blackadder, Monty Python und Red Dwarf - eine integrative pragmlinguistische Modellierung der Rezeption britischer Fernsehkomödien*. Habilitationsschrift.
- Brown, Penelope / Stephen C. Levinson (1987): *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge / New York / New Rochelle / Melbourne / Sydney: Cambridge University Press.
- Dolitsky, Marlene (1983): *Humor and the unsaid*. In: *Journal of Pragmatics* 7, 39-48.
- Koestler, Arthur (1964): *The act of creation*. London: Arkana.
- Long, Debra L. / Arthur C. Graesser (1988): *Wit and humor in discourse processing*. In: *Discourse Processes* 11, 35-60.
- Monro, David H. (1951): *Argument of laughter*. Melbourne: Melbourne University Press.
- Mulkay, Michael (1988): *On humour: Its nature and its place in modern society*. Cambridge: Blackwell.
- Plessner, Helmut (1993[1941]): *Anlässe des Lachens*. In: Dietzsch, Steffen (Hg.), *Luzifer lacht: Philosophische Betrachtungen von Nietzsche bis Tabori*. Leipzig: Reclam, 119-175.
- Raskin, Victor (1985): *Semantic mechanisms of humor*. Dordrecht / Boston / Lancaster: D. Reidel Publishing Company.
- Sacks, Harvey (1989[1974]): *An analysis of the course of a joke's telling in conversation*. In: Baumann, Richard / Joel Sherzer (eds.), *Explorations in the ethnography of speaking*, 2nd ed. Cambridge: Cambridge University Press, 337-353.
- Schütte, Wilfried (1991): *Scherzkommunikation unter Orchestermusikern: Interaktionsformen in einer Berufswelt*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Sperber, Dan / Deirdre Wilson (1981): *Irony and the use - mention distinction*. In: Cole, Peter (ed.), *Radical pragmatics*. New York / London / Toronto / Sydney / San Francisco: Academic Press, 295-318.

Dr. Alexander Brock
Roßmarktstraße 21
04177 Leipzig
abrock@rz.uni-leipzig.de

Veröffentlicht am 23.2.2001

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.